

Brüchigkeit als Normalität

Mobilitäten und Stellenwechsel in Selbstzeugnissen von Hausgehilfinnen (Österreich, ca. 1900–1938)

Abstract: Precariousness as normality: mobilities and changes of position in domestic servants' personal accounts (Austria, ca. 1900–1938). At the beginning of the twentieth century, domestic servants' frequent changes of position were widely debated and often perceived as an erosion of servants' loyalty towards employers. For those working in the households of others, however, service was only one of several possibilities for finding a livelihood. In the course of their lives, women in particular alternated between service in private households and on farms, as well as undertaking other kinds of work. In doing so, they frequently changed their place of domicile, sometimes travelling over great distances. On the basis of autobiographical sources of women temporarily working as domestic servants, this contribution investigates representations of mobility and meanings assigned to changes of position.

Keywords: Domestic Service, Changes of Employment, Mobility, Migration, Women's Work

„Ich war dann in verschiedenen Stellen, aber ich blieb nirgends lange“,¹ schrieb Johanna Gramlinger in ihren autobiographischen Aufzeichnungen. In den 1920er- und 1930er-Jahren war sie immer wieder als Hausgehilfin² in verschiedenen Haushalten tätig. Dort aber hielt sie es selten lange aus bzw. wurde sie von ihren Dienstgeber*innen kaum über ausgedehnte Perioden im Dienst behalten. Allein war sie damit nicht. Massenhafte Stellenwechsel scheinbar ohne Grund gehörten zu den häufigsten Klagen von Dienstgeber*innen sowohl vor als auch nach dem Ersten Weltkrieg. Stellenwechsel waren Anlass von behördlichen und polizeilichen Maßnahmen, die Mobilität von Dienstbot*innen und Hausgehilfinnen einzuschränken

Jessica Richter, Institut für Geschichte des ländlichen Raumes, Kulturbezirk 4, A-3109 St. Pölten, jessica.richter@ruralhistory.at

und zu kontrollieren, und Gegenstand zeitgenössischer Erhebungen, gerade weil sie als Problem wahrgenommen wurden. Heutige Forscher*innen thematisieren sie hingegen als eine der wenigen Möglichkeiten von Hausgehilfinnen, sich gegen eine herablassende Behandlung, Konflikte mit den Dienstgeber*innen oder besonders schlechte Arbeits- und Lebensbedingungen zur Wehr zu setzen bzw. sich diesen zu entziehen.³

Dennoch ist recht wenig über das Wechseln bekannt. Wer eigentlich wie und wohin wechselte, wer selten wechselte und was eine Person nach dem Wechseln tat, wird in der Forschungsliteratur kaum betrachtet. Dabei lassen sich gerade über die Stellenwechsel zeitgenössischer Hausgehilfinnen Variationen und Möglichkeiten von räumlicher und arbeitsbezogener Mobilität erforschen. Da Hausgehilfinnen im Dienstgeber*innenhaushalt lebten, war die Suche nach einem neuen Dienstplatz mit einer Veränderung des Lebensmittelpunktes verbunden: mit einem Eintritt in einen fremden Haushalt in derselben Stadt oder anderswo, inner- oder außerhalb des österreichischen Staatsgebiets in den Grenzen vor oder nach 1918. In ihren Lebensverläufen vereinigten viele Hausgehilfinnen nahräumige Umzüge, kürzere oder weitere Wanderungen und Phasen relativer Sesshaftigkeit und Mobilität gleichermaßen.

Im Falle der Hausgehilfinnen waren Stellenwechsel Ausdruck der Mobilität von Frauen unterer sozialer Schichten.⁴ Denn Hausgehilfinnen waren häufig in ärmeren ländlichen Haushalten aufgewachsen.⁵ Noch in der Zwischenkriegszeit war der Dienst nicht nur die wichtigste Erwerbstätigkeit von Frauen, sondern nach der Tätigkeit als Landwirtin bzw. als ‚Gesinde‘ in der Landwirtschaft die dritthäufigste Erwerbstätigkeit insgesamt. Darüber hinaus war der Hausgehilfinnendienst eine Tätigkeit, die mit einem Frauenanteil von 98,5 Prozent im Jahr 1934 beinahe ausschließlich von weiblichen Arbeitskräften geleistet wurde.⁶ Fast die Hälfte der insgesamt 133.175 Hausgehilfinnen (66.252) arbeitete allein in Wien.⁷ Aber Selbstzeugnisse zeigen, dass diese Tätigkeit nur eine von vielen Möglichkeiten zum Lebensunterhalt war. Hausgehilfinnen wechselten nicht nur zwischen Dienstplätzen im Haushalt, sondern auch zwischen häuslichen und landwirtschaftlichen Diensten, anderen Erwerbstätigkeiten oder informellen Lebensunterhalten.⁸

Wenn ich in diesem Aufsatz von „Mobilität“ spreche, meine ich sowohl die Veränderung des Lebensmittelpunktes sowie jene des Lebensunterhalts. Beides ist in den Lebensverläufen von Hausgehilfinnen nicht zu trennen. Durch den Migrationsbegriff, der meist auf längerfristige Ortswechsel abzielt,⁹ sind die mehrfachen Mobilitäten von Hausgehilfinnen nicht zu fassen. Insbesondere die sozialwissenschaftliche Migrationsforschung, zum Teil aber auch die historische, übernehmen oft rechtliche und amtliche Kategorisierungen von Fremden und Zugehörigen (etwa zu einem Staat oder einer Gemeinde). Da Hausgehilfinnen als Familienfremde im Haus-

halt der Dienstgeber*innen lebten, bedeutete Fremdsein aber auch, in das private Lebensumfeld anderer eingebunden zu sein. Wenn autobiographische Dokumente von Hausgehilfinnen Fremdheit thematisieren, beschreiben manche diese sogar mit Blick auf kleinsträumige und temporäre Wanderungen.

Die lokale und regionale Mobilität wird aber seltener als Migration betrachtet. Gegenüber ‚spektakulärerem‘ transnationalen oder transkontinentalen Migrationen fällt sie in der Literatur vielfach unter den Tisch.¹⁰ Ähnliches gilt für Ein-, Um- und Ausstiege aus bzw. Rückkehren in die bezahlte Haushaltsarbeit, die in der historischen Forschung, die meist auf offizielle zeitgenössische Berufskategorien fokussiert (und diese durch die Forschung mit herstellt), kaum selbst zum Forschungsgegenstand werden. Sigrid Wadauer folgend gehe ich davon aus, dass nicht vorab entschieden werden kann, was Migration oder Mobilität ist, sondern dass die Bedeutung beider sowohl kontextabhängig als auch umstritten war und ist.¹¹

Um die Mobilität von Hausgehilfinnen und die Vielfältigkeit ihrer Lebensunterhalte zu untersuchen, eignen sich Selbstzeugnisse besonders gut. In meinem Aufsatz widme ich mich den Stellenwechseln von Hausgehilfinnen aus der Perspektive von autobiographischen Aufzeichnungen: Wie werden sie thematisiert und welcher Sinn wird ihnen in den Quellen verliehen? Meine Ausführungen basieren auf einem Sample von ca. fünfzig Texten¹² ehemaliger Hausgehilfinnen und/oder landwirtschaftlicher Dienstbot*innen, die ich zum Teil in meiner Dissertation unter einer anderen Fragestellung ausgewertet habe. Im Folgenden gebe ich zunächst einen Überblick über die Mobilität und die Stellenwechsel von Hausgehilfinnen, bevor ich mich ihren Selbstzeugnissen zuwende.

Instabilität als Normalität von Dienstplätzen – Mobilität und Stellenwechsel im zeitlichen Kontext

So einig sich zeitgenössische Erhebungen darüber waren, dass Fluktuation der Normalzustand war, so weit gingen die konkreten Einschätzungen auseinander, wie lange Hausgehilfinnen auf einer Stelle verweilten. Nicht zuletzt durch ihren Ausschluss aus der Arbeitslosenversicherung seit deren Einführung im Jahr 1920 bis in die Zweite Republik gab es keine zentrale Erfassung stellensuchender Hausgehilfinnen. Nach einer Grazer Studie aus dem Jahr 1903 blieben überhaupt nur 38 (6,5 Prozent) der 586 erfassten häuslichen Dienstbot*innen länger als ein Jahr auf demselben Dienstposten.¹³ Demgegenüber waren jene Hausgehilfinnen, die die Leiterin des Frauenreferats der Wiener Arbeiterkammer, Käthe Leichter, 1926 befragte, geradezu auf ihren Posten verwurzelt. Demnach waren immerhin 36,06 Prozent der Wiener Interviewten während der Jahre 1924 bis 1926 auf derselben Stelle geblieben.¹⁴

Aber nicht nur Hausgehilfinnen wechselten regelmäßig. Eine hohe Fluktuation wurde für junge Erwerbstätige unterschiedlicher Berufe von offizieller Seite noch bis nach dem Zweiten Weltkrieg problematisiert.¹⁵ Auch waren während der wiederkehrenden wirtschaftlichen Krisen und der beinahe durchgängig hohen Arbeitslosigkeit¹⁶ in der österreichischen Zwischenkriegszeit die Erwerbsverläufe von Arbeiter*innen insgesamt oft alles andere als kontinuierlich. Verglichen mit Männern fanden weibliche Arbeiter*innen aber weniger und schlechtere Möglichkeiten vor, sich durch Erwerbsarbeit ein Auskommen zu organisieren. Frauen waren verhältnismäßig häufig in Hilfsarbeiter*innenpositionen tätig und gerade in Krisenperioden besonders von Arbeitslosigkeit bedroht. Manche der arbeitslos gewordenen Arbeiterinnen versuchten zumindest zeitweise, als Hausgehilfinnen ein Auskommen zu finden oder sie wurden von Arbeitsämtern zur Annahme von Stellen in Privathaushalten angehalten.¹⁷

Zwar liegen Zahlen über die Fluktuationen von Arbeiterinnen kaum vor,¹⁸ aber es lässt sich festhalten: Klar unterscheidbare ‚Berufsgruppen‘ waren Hausgehilfinnen und andere Arbeiterinnen nicht immer. Vielmehr war der häusliche Dienst für viele Frauen eine von mehreren Erwerbstätigkeiten, denen sie in der Zwischenkriegszeit über kürzere oder längere Perioden, einmalig oder wiederholt, nachgingen.

Dies galt auch für jene, die zum Lebensunterhaltserwerb weite Strecken auf sich nahmen. Wie beispielsweise Annemarie Steidl mit Blick auf die USA-Wanderungen ausgehend vom Gebiet der Habsburgermonarchie bzw. den Nachfolgestaaten in den 1920er-Jahren betont, migrierten Frauen keineswegs lediglich als abhängige Familienmitglieder, wie dies in der Literatur lange Zeit angenommen wurde. Unabhängig von ihrer vorherigen Erwerbstätigkeit (oft in der Landwirtschaft) fanden viele junge, ledige weibliche Arbeitssuchende Verdienstmöglichkeiten als häuslich Bedienstete und/oder als Arbeiterinnen in weiblich dominierten Tätigkeiten u. a. in Wäschereien, der Bekleidungsbranche und Textilindustrie.¹⁹

Die Suche und Annahme neuer Stellen war für Hausgehilfinnen also Normalität – und dazu gehörten auch Migrationen. Dienststellenwechsel führten die Betroffenen an andere Orte, Regionen oder Staaten. In Österreich wie auch anderswo waren Hausgehilfinnen selten an dem Ort tätig, an dem sie aufgewachsen waren. Am Vorabend des Ersten Weltkriegs stammte mehr als Hälfte des Wiener Dienstpersonals aus einem anderen Kronland (54,12 Prozent). Sie kamen vor allem aus Böhmen und Mähren, aber auch Ungarn oder Oberösterreich. Weitere 14,21 Prozent waren aus Ländern außerhalb des Habsburgerreiches zugewandert.²⁰ Mit dem Zusammenbruch der Monarchie und der Gründung der Ersten Republik 1918 änderte sich die Zusammensetzung des Hauspersonals im nun deutlich verkleinerten österreichischen Staat. Zwar machten Frauen aus Böhmen und Mähren noch bis in die 1920er-Jahre ca. zehn Prozent des Wiener Hauspersonals aus,²¹ aber in der

Zwischenkriegszeit stellten Frauen und Mädchen aus ländlichen Regionen innerhalb Österreichs nun die Mehrheit der Hausgehilfinnen.²²

Eine Einbahnstraße war die Migration von Hausgehilfinnen vom Land in die Stadt aber keineswegs immer. Einerseits gab es Hausgehilfinnen auch in ländlichen Regionen und – zumindest nach einer Petition von Landgemeinden des Bezirks Neusiedl am See an der ungarischen Grenze von 1924 zu schließen – konkurrierten ländliche und städtische Dienstgeber*innen indirekt um Hauspersonal. Eine Folge war daher die Entstehung dessen, was in der Forschungsliteratur heute *care chains* genannt wird: In besagten Gemeinden hätten Migrantinnen aus Ungarn den Bedarf an häuslichem Personal gedeckt, der durch den Wegzug lokaler Arbeitskräfte nach Wien entstanden war.

„Auch die Dienstmädchen und Hausgehilfinnen, das gesamte weibliche Dienstpersonal, sobald es der Schulpflicht entwachsen ist, bleibt nicht auf heimischem Boden, sondern wandert unaufhaltsam nach Wien, der Metropole des Lebens, wo keine Landwirtschaft schwere körperliche Anforderungen an Arbeitskraft und Ausdauer stellt. [...] Wer soll den Haushalt bestellen, wer soll die Obhut der Kinder übernehmen, wenn der Landwirt mit Frau und Knechten den Tag über auf dem Felde seiner genug mühevollen Aufgabe obliegt, wenn der Geschäftsmann an sein Gewerbe gefesselt ist und seine Frau etwa krank liegt? Auch wir brauchen Hausgehilfinnen und müssen sie, wenn schon die einheimischen die Stadt aufsuchen, aus der Fremde holen.“²³

Der Begriff „Fremde“ war in diesem Schreiben u. a. Ausdruck politischer Veränderungen und neuer Migrationsrestriktionen. Denn es ging um die Nachbargemeinden auf ungarischer Seite, die erst seit wenigen Jahren durch eine Staatsgrenze voneinander getrennt waren.

Andererseits berichten Autor*innen lebensgeschichtlicher Aufzeichnungen nicht nur von Wechseln zwischen Dienstposten und anderen Erwerbstätigkeiten – im Falle der weiblichen Erzähler*innen waren dies oft weiblich dominierte Erwerbe im Bekleidungs- oder Verkaufsgewerbe, als Verkäuferinnen, in der Gastronomie oder Fabrik. Gerade Frauen kombinierten aber auch Dienste bzw. Mithilfen sowohl in der Haus- als auch Landwirtschaft. Wenn sie erkrankten, ihre Stelle verloren oder in der kleinen Wirtschaft der Eltern eine Arbeitskraft ausfiel, kehrten manche zeitweise in den Herkunftsort zurück. Andere sahen sich in der Landwirtschaft besser aufgehoben als im häuslichen Dienst. Grundsätzlich beschreiben die Texte auf unterschiedliche Weise den Versuch, sich selbst und gegebenenfalls den eigenen Angehörigen unter den Bedingungen der wirtschaftlichen Krisen auf bestmögliche Weise einen Lebensunterhalt zu organisieren. Aber gerade dies war alles andere als leicht, wie die Autor*innen der Lebensgeschichten immer wieder hervorheben. Hermine Kominek etwa fand sich angesichts von Stellenlosigkeit und Elend mit übermäßi-

ger Arbeit unter gesundheitsschädlichen Bedingungen konfrontiert, als sie 1924 aus ihrem niederösterreichischen Herkunftsort nach Wien zog, um nicht weiter als landwirtschaftliche Tagelöhnerin in die Fußstapfen der Eltern treten zu müssen. Sie schreibt:

„In Wien erwarteten mich bittere Jahre der Ausbeutung, die Arbeitslosigkeit u. die Not war gross. Auf ein Inserat für eine Hausgehilfin meldeten sich z. B. 30 Mädchen. Da kann man sich denken, dass man da überhaupt keine Ansprüche machen konnte“.²⁴

Hausgehilfinnen verließen ihre Posten, obwohl sie damit in Zeiten der wirtschaftlichen Krisen das Risiko eingingen, nicht nur ohne Stelle, sondern auch ohne Wohngelegenheit dazustehen. Dies erklärte sich zum Teil durch Konflikte, eine herablassende Behandlung oder sogar Übergriffe durch Dienstgeber*innen und durch die schlechten Bedingungen, die die Betroffenen im Dienst vorfanden und die für sie bei aller Not nicht auf Dauer annehmbar waren. So ging es Johanna Konrad, die u. a. Stellen in der Landwirtschaft, im Haushalt und in Gasthäusern innehatte und nicht nur für sich selbst, sondern auch für den Unterhalt ihrer beiden Kinder aufkommen musste. „Wie es halt zur damaligen Zeit gewesen ist,“ schreibt sie, „immer wieder mußte ich mir etwas neues suchen. [...] Ich habe jede Arbeit angenommen, um ja nicht arbeitslos zu sein.“²⁵

In manchen Fällen verließen Hausgehilfinnen aber auch Dienstgeber*innen, bei denen sie sich eigentlich wohlfühlten, wobei den Autorinnen zufolge vielfach die Wünsche und Bedürfnisse der Eltern eine gewichtige Rolle spielten. Maria Wieser beispielsweise kündigte auf Drängen ihrer Mutter, die sie in einem anderen Beruf sehen wollte. Eine andere Stelle gab sie auf, da die Mutter erkrankt war und Hilfe brauchte.²⁶ Andere Hausgehilfinnen verließen ihre Dienststellen, wenn sich eine bessere Verdienstmöglichkeit fand. Gerade für Ankommende war der häusliche Dienst an einem neuen Ort von Vorteil, da er ihnen sowohl ein Auskommen als auch eine Wohngelegenheit bot – aber zu einem späteren Zeitpunkt tauschten viele den Dienst gegen eine andere Erwerbstätigkeit ein. Nicht immer fanden sie dort bessere Bedingungen oder längerfristige Arbeitsmöglichkeiten vor und kehrten zumindest zeitweilig in den Dienst zurück.²⁷

Stellenwechsel und Fremdheit in lebensgeschichtlichen Aufzeichnungen

Wie in der geschichtswissenschaftlichen Quellenarbeit üblich, müssen auch in der Forschung mit lebensgeschichtlichen Aufzeichnungen die Besonderheiten und Eigenschaften der Materialien in die Untersuchung einbezogen werden. Beispiels-

weise sind die von mir untersuchten Texte meist erst mehrere Jahrzehnte nach den erzählten Ereignissen und Gegebenheiten verfasst worden. Die Autor*innen schreiben ihre Lebensgeschichten ferner für ausgewählte Adressat*innen, verfassen sie zu einem bestimmten Zweck und/oder nehmen implizit oder explizit auf literarische Vorbilder Bezug. Sie erzählen unter dem Eindruck ihrer momentanen Lebenssituation und entsprechend der Weise, wie sie in sozialen Verhältnissen positioniert und in soziale Beziehungen eingebunden sind. Die Texte stehen im Zusammenhang mit Vorstellungen von den erzählten Gegebenheiten, die zum Zeitpunkt des Schreibens gesellschaftlich durchgesetzt sind und/oder medial transportiert werden. Manche Autor*innen erzählen mit Blick auf eine Zukunft, die sie sich erhoffen oder erwarten.²⁸

All dies ist für Leser*innen nicht unbedingt anhand des Texts ersichtlich; Vorbilder, Bezüge zum Hier und Jetzt, Schreibanlässe etc. lassen sich oft nur schwer nachvollziehen. Aber schon das Schreiben selbst setzt ein Konstruieren voraus. Denn um überhaupt erzählen zu können, ordnen Autor*innen Ereignisse, Beziehungen und Gegebenheiten. Sie sortieren aus, verknüpfen Situationen oder unterlegen Erzähltes mit einem bestimmten Sinn – sie stellen aktiv eine zusammenhängende und kontinuierliche Geschichte her.²⁹ Die lebensgeschichtlichen Aufzeichnungen sind spezifische Konstruktionen einer sozialen Wirklichkeit; als solche geben sie aber Einblick in die Vielfältigkeit der Lebensverläufe, die in amtlichen Quellen meist verborgen bleiben. Sie stellen die unterschiedlichsten Möglichkeiten dar, mobil zu sein und führen die Variationen der Haushalte vor Augen. Im Unterschied zu Behördenakten zeigen sie außerdem, wie schwer die Wechsel zwischen Tätigkeiten (auf einen anderen Dienst- oder Arbeitsplatz) und Migration zumindest aus Perspektive der Autorinnen auseinandergelassen werden können.

Wie ich im Folgenden argumentieren werde, können Stellenwechsel in den Texten ehemaliger Hausgehilfinnen unabhängig von der zurückgelegten Strecke oder dem Überqueren von Orts- oder Staatsgrenzen mit ganz spezifischen Fremdheitserfahrungen in Zusammenhang stehen. Diese bringen Autorinnen etwa dann zur Sprache, wenn sie die erste Stellensuche an einem neuen Ort oder den ersten Dienstantritt beschreiben. Allerdings werden gerade Stellensuche und Wanderungen von einem Ort zum anderen sogar in den ausführlichen lebensgeschichtlichen Quellen oft nicht ausgeführt, geschweige denn ein mögliches „Fremdsein“ als solches benannt. Da die untersuchten Quellen meist Jahrzehnte nach dem Erzählten entstanden sind, lassen viele Autorinnen jene Momente aus der Erzählung aus, in denen sie noch nicht angekommen waren und sich mit dem Neuen, gegebenenfalls „Fremden“, zum ersten Mal konfrontiert sahen.

Viele Autorinnen fassen eher die Zeit an einem Dienstposten oder einer Arbeitsstelle zusammen und heben dabei all das im Schreiben hervor, was ihnen als cha-

rakteristisch für diese Phase erscheint. Die Erzählungen konzentrieren sich dann etwa auf bestimmte Erlebnisse und Situationen und die (teils überraschenden und oft irritierenden) Besonderheiten der Stellen. Denn die Spezifik der Haushalte, in denen die Autorinnen mit den Dienstgeber*innen zusammenlebten, ihre Zusammensetzung und Struktur, die dort gelebten Regeln, Arbeitsweisen, Formen des Zusammenlebens und Beziehungen etc. bildeten das hierarchische Gefüge, in das sich die familienfremden Arbeitskräfte einfinden und mit dem sie sich arrangieren mussten. Sich zurechtzufinden war zwar auch an anderen Arbeitsplätzen gefragt, aber da Hausgehilfinnen im Haushalt der Dienstgeber*innen wohnten, gingen Stellenwechsel vom oder in den Dienst sowohl mit einer Veränderung des Lebensmittelpunkts als auch dem Eintritt in einen neuen Arbeits- und Lebenskontext einher. Meines Erachtens zeigen sich Momente des „Fremdseins“ im Haushalt anderer nicht nur in den expliziten Beschreibungen entsprechender Erfahrungen, sondern auch in derlei Berichten über das Leben und Wirken im Dienstgeber*innenhaushalt. Beides veranschauliche ich im Folgenden anhand von Beispielen und diskutiere, wie sich diese Momente von „Fremdheit“ im Kontext sozialer Hierarchisierungen und unterschiedlicher Wanderungen darstellten.

Insbesondere der erste Dienstantritt meist direkt nach der Schulentlassung oder der erste Dienst in einer Großstadt waren für viele Hausgehilfinnen eine Art Kulturschock. Die Unübersichtlichkeit der Stadt oder der urbane und gehobene Lebensstil im Haushalt vieler Dienstgeber*innen war für die Dienenden aus ärmeren Familien am Land etwas vollkommen Neues.³⁰ Der Versuch der ca. sechzehnjährigen Anna Prath und ihrer jüngeren Cousine, Mitte der 1920er-Jahre in Wien als Hausgehilfinnen einen Verdienst zu finden, schlug nicht nur aufgrund der hohen Stellenlosigkeit fehl. Ihnen war einfach unklar, wie man in der Stadt einen Posten finden konnte. Zuvor hatte ihnen eine Frau, die im burgenländischen Herkunftsort der beiden auf Sommerfrische gewesen war, vom Leben und den Verdienstmöglichkeiten als Hausgehilfin vorgeschwärmt. Gegen Kost und Logis seitens der Großmutter Praths hatte sie den jungen Frauen Unterkunft und Unterstützung bei der Arbeitssuche in Wien versprochen.

„Am ersten Tag in Wien: Man stelle sich vor, das erste Mal in einer Großstadt. Wir kamen aus dem Staunen ja gar nicht heraus. Die Frau stieg mit uns in die Tramway und erklärte und nannte uns die Straßen, in denen wir Arbeit finden würden. Dann sagte sie: ‚Hier ist das Arbeitsamt, wo ihr euch morgen melden müsst‘. Im nächsten Moment war die Tramway schon wieder woanders. Wir kannten uns ja überhaupt nicht aus. Unser Glück war, dass Deutsch gesprochen wurde. Nun sagte sie: ‚Morgen müsst ihr euch allein zurecht finden. Fragt nur die Polizeimänner, die werden euch helfen‘. – Wir gingen nun in Gottes Namen los. Die Straßen bzw. Gassen, die sie uns genannt hatte, fan-

den wir nur mit Hilfe der Polizisten. [...] So gingen wir von einer Vermittlungsstelle zur nächsten und nirgendwo gab es für uns Arbeit. Das Geld ging zur Neige und Arbeit fanden wir auch keine.“³¹

Nach einer Episode als Magd in einem Gasthaus – eine Stelle, die Anna Prath schließlich mit Hilfe ihrer Unterstandsgeberin fand und nach kurzer Zeit verlor – kehrte sie mit ihrer Cousine bar aller Mittel in ihre Herkunftsgemeinde zurück, um weiter in der Landwirtschaft zu arbeiten.³²

Mit der versprochenen Hilfe bei der Stellensuche hatte Franziska K. hingegen mehr Glück, wenn ihr neuer Arbeits- und Lebensmittelpunkt auch gewöhnungsbedürftig war. Sie hatte ihren Posten bei einer gut situierten älteren Dame durch eine Bekannte der Mutter gefunden, die in Wien ein Stellenvermittlungsbüro betrieb. Gerade diese Kontakte waren es, die viele angehende Hausgehilfinnen aktivierten, wenn sie ihre Herkunftsgemeinden verließen: Bekannte, Verwandte an anderen Orten oder Familienmitglieder, die etwa bereits anderswo tätig waren, sie nachholten und gegebenenfalls unterstützten. Dies war unter Umständen mitentscheidend für die Richtung und Entfernung der Migration; nützlich waren Kontakte aber keineswegs immer, wie das Beispiel Praths vor Augen führt. Darüber hinaus nahmen die Stellensuchenden gewerbliche Vermittlungsbüros oder gemeinnützige Organisationen wie die Bahnhofsmissionen in Anspruch.³³

Der Posten Franziska K.s bei der älteren Dame war zwar nicht ihre erste Stelle als Hausgehilfin, aber die erste in Wien weit abseits ihrer Kärntner Herkunftsregion. Ihre Ankunft im Jahr 1929 schildert sie wie folgt: „Meine Mutter fuhr mit mir[,] es war damals noch eine Tagesreise nach Wien [...]. Ich stand [im Haus der Dienstgeberin] da wie das Narrerl v. Land.“³⁴ Im Anschluss beschreibt die Autorin die Wohnung und die Haushaltsführung, die dort anwesenden oder immer wieder einkehrenden Personen, ihre Aktivitäten und die Beziehung zur Dienstgeberin detailreich, skizziert die Wohnung sogar in einer Zeichnung und re-/konstruiert Dialoge und Situationen in diesem Haushalt.³⁵ Was für sich betrachtet nicht bemerkenswert scheint, ist es aber im Zusammenhang mit anderen Lebensgeschichten. Denn die Aufnahme eines Dienstes erzählen auch manche jener, denen der häusliche Dienst nicht neu war, wie den Eintritt in ein anderes Universum. Dieses bedarf einer ausführlichen Beschreibung für die Adressat*innen des Textes, die sich in vielen lebensgeschichtlichen Aufzeichnungen findet. Denn die Gegebenheiten und Bedingungen eines bestimmten Dienstes konnten kaum als bekannt vorausgesetzt werden. Wie Haushalte zusammengesetzt und ausgestattet waren, wie Haushaltsmitglieder die Beziehungen zueinander gestalteten, welche Verhaltensregeln oder Kleidungsvorschriften aufgestellt wurden, welche Bedürfnisse zu erfüllen waren, wie und mit welchen Mitteln gearbeitet wurde – all dies unterschied sich zwischen einzelnen Haus-

halten zum Teil erheblich und war darüber hinaus etwa durch Krankheiten, Geburten und Todesfälle von Haushaltsmitgliedern etc. Veränderungen unterworfen.³⁶

Lebensgeschichtliche Aufzeichnungen beschreiben ganz verschiedene Möglichkeiten des Umgangs mit derlei Veränderungen und Unterschieden zwischen Haushalten und Dienststellen. Marie Konheisner, die als eine von relativ wenigen Hausgehilfinnen ihren Posten über mehrere Jahrzehnte behalten sollte, schreibt über ihren Dienstantritt bei der Familie eines hohen k.k. Offiziers im Jahr 1898 beispielsweise: „Ich sah mit einem richtigen Angstgefühl der Ankunft der Frau Oberst entgegen, da ich doch keine Ahnung hatte von all den Kleinigkeiten, die zum täglichen Leben gehören und die in jedem Haus anders sind.“³⁷

Während in Konheisners Lebensgeschichte die Veränderung des Arbeits- und Lebensmittelpunktes mit negativen Gefühlen besetzt war, beschreibt Therese Halasz sie hingegen als Möglichkeit, dazuzulernen: „Ich wechselte in Abständen von 3–5 Jahren meinen Posten, denn es wird Erfahrungsgemäß in jedem Haus anders gekocht, und ich war bemüht, möglichst vieles kennenzulernen, was mir auch gelang.“³⁸

Ihr in Briefen an die Sammlung *Dokumentation lebensgeschichtlicher Aufzeichnungen* (Doku) an der Universität Wien dargestellter Werdegang als Köchin erscheint im Vergleich zu anderen Lebensgeschichten als besonders geradlinig und zielstrebig. Sie beschreibt darin eine kontinuierliche Berufslaufbahn entsprechend einer bereits frühkindlichen Neigung zu dieser Tätigkeit – ganz als hätte sie beim Schreiben versucht, die Erwartungen einer universitären Einrichtung an sie zu antizipieren. Während viele Autorinnen Situationen, Eigenheiten und Eigenschaften der Dienstgeber*innen oder Stellen ausführlich schildern und ihre Aufgaben und die Haushalte im Detail beschreiben, um ihren neuen Lebens- und Arbeitsmittelpunkt zu charakterisieren, bleibt sie hingegen wortkarg und ihre Erzählung auf ihr berufliches Lernen beschränkt.

Aus der Perspektive anderer Hausgehilfinnen änderte sich mit der Annahme eines (neuen) Dienstpostens hingegen mehr als nur die Stelle, da sie Teil eines neuen, ungewohnten Lebensumfelds wurden. In dessen Gepflogenheiten und Hierarchien mussten sie sich eingewöhnen und ihr Verhältnis zur Familie der Dienstgeber*innen in Konflikt oder Anpassung erst definieren und gestalten. Die in vielen Selbstzeugnissen dargestellten Unterschiede zwischen Haushalten und damit der Dienste der dort Beschäftigten waren staatlichen Einrichtungen und Behörden wohlbekannt. Für sie waren diese ein Merkmal des Hausdienstes, aber nicht der Fremdheit.³⁹

Wie auch immer der Dienst beschrieben wurde, das hierarchische Verhältnis zu den Dienstgeber*innen war allgegenwärtig. Hausgehilfinnen waren Familienfremde und Untergebene im Haushalt – selbst bei einer freundlichen Aufnahme wurden sie kaum jemals der Familie zugerechnet.⁴⁰ Unterordnung und Fremdheit mani-

festierten sich in Überbetonungen bzw. Konstruktionen von Unterschieden zwischen Familienzugehörigen und Bediensteten, die die herausragende Stellung ersterer rechtfertigen sollten. Je nach Kontext wurde dieser Unterschied an ganz unterschiedlichen (konstruierten) Merkmalen festgemacht und in sozialen Ungleichheitsverhältnissen verortet. Für Christiane Harzig und Dirk Hoerder waren und sind Diskriminierungen Bestandteil bezahlter Haushaltsarbeitsverhältnisse in vielen Ländern.

“Domestic workers are ‘Others’ – of different class, of a different, frequently rural, way of life, often ‘alien’ in ethno-cultural background, distinguishable by phenotypical denominators ranging from ‘the healthy skin of country girls’ to colour of skin darker than Anglo-white. Even within families, helping female relatives, called ‘spinsters’, were different since they had failed to marry. These social differences often result in intentional otherizing and racializing.”⁴¹

Insofern erscheint der Ausdruck „Narrerl v. Land“ auch in Franziska K.s Beschreibung des Dienstantrittes keineswegs zufällig. Die Dienstgeberin beschimpfte sie in einer Episode als „Landpomeranze“ und Franziska K. musste sich das Privileg, ihre „Landmusik“ im Radio anhören zu dürfen, erst gegen den Widerstand der Dienstgeberin erkämpfen. Gleichzeitig fragte die „Dame“ sie immer wieder über ihre Kärntner Herkunftsregion aus und brachte ihr damit zwar einerseits Interesse entgegen, stellte aber andererseits immer wieder den Unterschied zwischen sich selbst und Franziska K. als einer her, die in einen gehobenen städtischen Haushalt nicht passte. Dabei waren Anspielungen auf die soziale Herkunft Franziska K.s aus einer ländlichen Arbeiter*innenfamilie ein Mittel, sie auf ihren ‚Platz‘ als Untergebene zu verweisen – eine Verhaltensweise, der die Autorin einerseits Widerstand entgegenbrachte, die sie andererseits aber in ihre Selbstbeschreibung in dieser Episode übernahm.⁴² Anna Prath und ihre Cousine machten ähnliche Erfahrungen, wenn ihre Unterstandsgeberin ungeachtet ihrer Versprechungen die erfolglose Stellensuche der beiden mit deren ländlicher Herkunft in Verbindung brachte: „Na ja, ihr seid halt vom Land, versteht nichts, könnt nicht einmal richtig reden.“⁴³

Gerade weil der Dienst im Haushalt mit dem Wechsel in einen ganz neuen Arbeits- und Lebenskontext verbunden war, waren Berichte über das Fremdsein, sofern sie als solche vorkamen, in lebensgeschichtlichen Aufzeichnungen nicht auf Dienste in weiter Entfernung des Herkunftsortes beschränkt. Denn Franziska K. hatte zwar keine Staatsgrenzen überschritten, aber doch zumindest eine Tagesreise zum Haushalt der älteren Dame zurückgelegt. Anna Unfried, geboren 1917, hingegen plagte das Heimweh in unmittelbarer Nähe zum Elternhaus im kleinen niederösterreichischen Mailberg.⁴⁴ Den Dienst bei einem Oberlehrer und dessen Familie,

der nur wenige Häuser von den Eltern entfernt wohnte, hatte sie 1932 als erst Vierzehnjährige nach der Schulentlassung angetreten.⁴⁵

„Die Arbeiten waren schon schmerzlich für mich und schon am ersten Tag überkam mich das große Heimweh. Am Abend saß ich in der Küche und viele Tränen kollerten über meine Wangen. Am liebsten wollte ich auf und davon, heim zu den Eltern, ich wollte die Nestwärme spüren und wissen, dass ich keine Fremde bin.“⁴⁶

Nach einem Jahr hielt sie es der Erzählung zufolge nicht mehr aus. Sie erfüllte sich den Wunsch nach einer Rückkehr ins Elternhaus und tauschte das Dienstverhältnis beim Oberlehrer durch landwirtschaftliche Arbeit am Ort. Diese erlaubte es ihr, wieder bei den Eltern zu wohnen, wenn diese darüber auch wenig begeistert waren. In ihrer nächsten Stelle in einer Gärtnerei im zwanzig Kilometer entfernten Laa an der Thaya ab Sommer 1934 ging es ihr ähnlich wie in ihrer ersten Stelle: Das Heimweh in der Fremde veranlasste sie, die Stelle zu verlassen und wieder bei den Eltern einzuziehen.⁴⁷

So wie die Anforderung, sich in einen völlig neuen Kontext einleben zu müssen, nicht unbedingt weites Reisen oder das Überschreiten von Staats- oder Sprachgrenzen voraussetzte, stellten aber auch Dienstantritte im Ausland nicht zwingend besonders einschneidende Veränderungen dar. Für manche der Migrierenden waren Dienstgeber*innen oder Posten bereits im Vorfeld bekannt. Andere folgten, wie erwähnt, Verwandten oder Bekannten an den Ort, an dem diese bereits lebten. Einzelne fanden Unterstützung durch Unbekannte etwa bei der Stellensuche oder wurden von einer Familie in den Dienst genommen, die zumindest dieselbe Sprache sprach.⁴⁸ Johanna Konrad etwa fand auf Stellensuche in München ebenso wie Karoline Weiss in Amsterdam Unterstützung bei dort Ansässigen. Konrad hatte manche ihrer Unterstützer*innen ähnlich wie Prath bereits an ihrem (letzten) Herkunftsort kennengelernt und sich von ihnen zur Postensuche in München überreden lassen. Andere traf sie erst vor Ort und diese gewährten ihr sogar Unterkunft und Verpflegung:⁴⁹

„Der Wachtmeister sagte zu seiner Frau, schau, da ist eine nette Frau aus der Steiermark, ihr gefällt es in München ganz gut und sie möchte sich um einen Posten umschaun. Die beiden haben sich entschlossen mich mitzunehmen. Er sagte, sie können bei uns wohnen und essen, ich brauche nichts zu bezahlen bis ich einen Posten gefunden habe. Da sah ich, wie lieb und gut fremde Menschen sein können, es ist fast nicht zu glauben.“⁵⁰

In München fand Johanna Konrad dann schließlich eine Stelle in einem Kaffeehaus, in dem sie sich der Erzählung nach wie kaum an einer anderen aufgehoben fühlte. „Wir haben alle gut zusammengehalten, auch wenn manchmal ein ernsterer Wind

wehte, wir waren wie eine Familie.“⁵¹ Aber selbst wenn Stellensuchende im Ausland Unterstützung erhielten, die alles andere als selbstverständlich war, waren sie mit unbekanntem Rahmenbedingungen konfrontiert, wie Karolina Weiss feststellen musste. Ihr Dienstzeugnis, das die in Österreich als maßgeblich erachteten Tugenden von Hausgehilfinnen positiv hervorhob, lehnten die holländischen Dienstgeberinnen rundweg ab.

„Die Damen sind auf einmal sehr abweisend und wollen meine Dienste nicht mehr. Es gefällt ihnen etwas nicht an diesem Zeugnis und es ist doch ein sehr schönes. So geht der Tag herum und erst gegen Abend erfahre ich von einer Dame, die ziemlich gut deutsch spricht[,] was an meinem Zeugnis fehlt – die Bestätigung, dass ich mich auf das Arbeiten verstehe, das fehlt. Hausfräulein, Kinderfräulein, und meine gute Bewährung in dieser Hinsicht, meine Treue und meine Anhänglichkeit und Anständigkeit, mein Taktgefühl – alles was da an Lobenswerten erwähnt ist – besagt noch nicht, dass ich mich darauf verstehe, eine Mahlzeit zu kochen [...]“⁵²

All diese Beispiele zeigen, dass offizielle Grenzen, staatsbürgerschaftliche Zuordnungen von Bevölkerungen oder auch die Dauerhaftigkeit der Verlagerung des Lebensmittelpunkts kein ausreichendes Orientierungsmittel darstellen, um zwischen Wandernden und Sesshaften, zwischen bloßen Änderungen des Lebensunterhalts und Migration zu unterscheiden oder die biographische Bedeutung der Migration einzuschätzen. Zugehörigkeit und Zusammengehörigkeit mit anderen – *belonging*⁵³ – wurde nicht nur über behördliche Kategorisierungen von Menschen, durch Grenzen oder durch Gesetze hergestellt. Wer in welcher Weise und wo dazugehörte oder fremd war und anhand welcher Kriterien (Nicht-)Zugehörigkeit bzw. Fremdheit hergestellt wurden, war gleichsam Gegenstand alltäglicher Wahrnehmungen, Handlungen sowie Interaktionen zwischen Dienstgeber*innen und Hausgehilfinnen. Diese Kriterien entsprachen jenen der Gesetze und Behörden nicht unbedingt.⁵⁴

Im Falle von Binnenmigrantinnen, die im Österreich der Zwischenkriegszeit in Haushalten bezahlte Beschäftigung suchten, waren es nicht nur die sozialen Unterschiede zwischen ihnen und den Dienstgeber*innen, sondern auch ihre Nichtzugehörigkeit zu deren Familien und die Besonderheiten der Haushalte, die ihre Erzählungen prägten. Die Variationen der Mobilität ehemaliger Hausgehilfinnen bedürfen einer weiteren Untersuchung, die Fremdheiten und Zugehörigkeiten, Migration und (relative) Sesshaftigkeit in all ihren Dimensionen einbezieht und sich nicht auf Wanderungen vom Land in die Stadt und jene über Staatsgrenzen hinweg beschränkt. Autobiographische Quellen sind diesbezüglich wertvoll, weil sich mit ihnen Lebensunterhalte und Wanderungen von Hausgehilfinnen in ihrer Vielfältigkeit untersuchen lassen und sich anhand dieser Überlieferungen verstehen lässt, wie sich Beschäftigte in einem neuen Haushalt positionierten bzw. wie sie positioniert wurden.

Wechsel und Wanderungen: Welchen Sinn erhalten Stellenwechsel in den Lebensgeschichten?

Für eine genauere Untersuchung der Mobilität von Hausgehilfinnen ist es aber notwendig, die Erzählungen in ihrem Gesamtzusammenhang zu untersuchen. Oftmals sind die dargestellten Motive und Umstände des Wechselns nicht nur an eine bestimmte Stelle geknüpft, sondern sie werden in einen übergreifenden Sinnzusammenhang gestellt. Einfacher formuliert: Die Geschichten haben entsprechend der Notwendigkeit der Autorinnen, beim Schreiben eine zusammenhängende Erzählung zu konstruieren, oft einen oder mehrere rote Fäden. Im Folgenden möchte ich zwei Texte gegenüberstellen, die hinsichtlich der dargestellten Lebensunterhaltstrategien und Mobilitäten von ehemaligen Hausgehilfinnen einen wichtigen Unterschied beschreiben – nämlich die Weise, wie Hausgehilfinnen in verwandtschaftliche Beziehungsnetze eingebunden waren. Zwar wirkten Eltern und Vormunde auf Hausgehilfinnen ein, ihre Stellen zu verlassen oder auf ihnen zu verweilen; wie ich im Folgenden zeigen möchte, konnte das Elternhaus aber auch einen Rückhalt für Hausgehilfinnen in Zeiten von Not oder Stellenlosigkeit darstellen.

Johanna Gramlinger, geboren 1904, verfasste ihre handschriftlichen lebensgeschichtlichen Aufzeichnungen Mitte der 1970er-Jahre, als sie ca. 72 Jahre alt war, die Körperkräfte, wie sie schreibt, nachgelassen hatten, sie aber die „Hände nicht in den Schoß legen“ wollte.⁵⁵ Die Basis für ihren Text stellte ihr „versperrbares Büchlein“ dar – wohl ihr Jugendtagebuch, dass sie sich seinerzeit „buchstäblich vom Munde abgespart“ hatte. Konkrete Adressat*innen ihrer Aufzeichnungen nennt sie darin nicht. Sie gibt an, für sich selbst zu schreiben, wenn sie auch zu Beginn des Texts darüber nachdenkt, was wohl „junge Leute“ über ihn denken würden.⁵⁶ 1987 reagierte sie schließlich auf einen Schreibaufruf in einer Zeitung, lanciert von der Sammlung *Dokumentation lebensgeschichtlicher Aufzeichnungen* (Doku). Dieser ermutigte insbesondere ältere Leser*innen, Lebenserinnerungen niederzuschreiben und einzusenden. Johanna Gramlinger stellte ihren Text der Doku zur Verfügung, die ihn kopierte und bis heute aufbewahrt.

Die Autorin wuchs im oberösterreichischen Attnang bei ihren Eltern auf. Der Vater war einfacher Bahnarbeiter, aber um das Einkommen des Haushalts aufzubessern, war er genauso wie die Mutter auch in der Landwirtschaft tätig. Zwar waren die materiellen Mittel der Familie nie reichlich, aber im Unterschied zu vielen der Protagonist*innen der untersuchten Lebensgeschichten brauchte die Autorin nicht zu hungern. Sie lebte gemeinsam mit ihren zwei Brüdern und zwei Schwestern in „geordneten, friedlichen Verhältnissen“, wenn sie auch den Kontakt zu ihren Eltern als wenig herzlich beschrieb.⁵⁷ Nach der Schulentlassung im Jahr 1920, als sie ungefähr sechzehn Jahre alt war, nahm sie ihren ersten Dienstplatz als „Mädchen für

alles“ in einer nahegelegenen Stadt auf. Der Anfang als Hausgehilfin war nicht leicht und da die Köchin für sich immer wieder Nahrungsmittel abzweigete, konnte sich Johanna Gramlinger selten satt essen. Als sie eines Tages von der Dienstgeberin beim „Naschen“ erwischt wurde, wechselte sie aus Scham die Stelle.⁵⁸

Auf Vermittlung der Hausbesorgerin fand sie einen Posten als „perfektes Stubenmädchen“. Dies war gegenüber der Position als „Mädchen für alles“ ein klarer Aufstieg auf einen Posten im größeren Haushalt, der grundsätzlich Erfahrung und Kenntnisse voraussetzte.⁵⁹ Den Anforderungen dieser Stelle war sie aber nicht gewachsen. Nach einer Zeit im Elternhaus, wo sie sich mit Beerenpflücken und -verkaufen etwas dazuverdiente, ging sie auf Vermittlung des Pfarrers bei einer „Fürstin“ in den Dienst, mit der sie auch nach Deutschland übersiedelte. Sie war für die „groben Arbeiten“ zuständig und brachte sich im Dienst selbst Kochen bei.⁶⁰ Aber „dann wollte ich mich endlich verändern“,⁶¹ schreibt sie. In der Küche wollte sie nicht bleiben, sondern erneut als „perfektes Stubenmädchen“ ihr Geschick unter Beweis stellen. In den drei Jahren des Dienstes bei der Fürstin (sie war nun ca. 19 Jahre alt) hatte sie häufig Stubenmädchen vertreten.

In der Folge arbeitete sie in dieser Position in mehreren österreichischen Haushalten nah und fern des Herkunftsortes. Besonders als sie eine Zeit lang von Liebeskummer gequält wurde, hielt sie es ihrer Erzählung nach nirgends lange aus, war ruhelos und wechselte stetig. Als sie im steirischen Ennstal, für sie eine „völlig fremde Umgebung“, einen sehr guten Posten fand, blieb sie und war ihrer Darstellung nach ehrgeizig und fleißig.⁶² Nach einiger Zeit entschieden die Dienstgeber*innen aufgrund finanzieller Schwierigkeiten, Personal zu entlassen. Johanna Gramlinger hätte fortan Aufgaben der Bedienerin übernehmen müssen, weswegen sie den Posten verließ. „Nun, ich überlegte hin und her, aber ich kam doch zu dem Entschluss, dass es eher ein Abstieg wäre, und ich wollte doch weiterkommen, so entschloss ich mich, zu gehen.“⁶³

Mit ihren wirtschaftlichen Schwierigkeiten waren diese Dienstgeber*innen aber nicht allein – ein Posten als „perfektes Stubenmädchen“ war kaum mehr zu bekommen. Da sie „so viel wie möglich lernen und [sich] bewähren“⁶⁴ wollte, nahm sie in Deutschland eine Stelle als Buffetfräulein in einem Restaurant an. Mit Hilfe des im Dienst ersparten Lohnes absolvierte sie später in München einen Handelskurs, obwohl sie die einzige Schülerin aus ärmeren Verhältnissen mit relativ kurzer schulischer Vorbildung war. Ihr Abschluss im Jahr 1930 half ihr aber keineswegs dabei, ihre Ambitionen zu verwirklichen – eine Stelle im Büro war während der großen Krise nicht zu finden. Sie nahm daher wieder Stellen als Stubenmädchen in Österreich an. Einen gewissen Aufstieg realisierte sie in der NS-Zeit: Ab 1939 war sie trotz der fehlenden Lehrausbildung als Schneiderin tätig und brachte es im Betrieb sogar zur stellvertretenden Chefin.⁶⁵

Ihre Wanderungen von Stelle zu Stelle sind von wiederholten Versuchen des beruflichen Aufstiegs geprägt, der aufgrund ihrer sozialen Herkunft und der wirtschaftlichen Krisen aber über weite Strecken zum Scheitern verurteilt war. Während ihren Brüdern nach deren Schulentlassung eine Lehre ermöglicht worden war, musste sie sich ihre Ausbildung selbst erkämpfen. Im Vergleich zu anderen Lebensgeschichten ehemaliger Hausgehilfinnen oder Dienstbotinnen war sie dennoch in einer relativ privilegierten Position. Denn in Phasen der Stellenlosigkeit kam sie immer wieder im Elternhaus unter, wo sie Heimarbeit aufnahm und sich um neue Posten bemühte.⁶⁶ Ihr Elternhaus stellte trotz ihres kühlen Verhältnisses zu ihrer Mutter einen Zufluchtsort dar, der das Verlassen von Dienstposten vereinfachte und den Verlust von Kost, Logis und Lohn zeitweilig abfederte. Dieser Rückhalt unterstützte sie dabei, ihr Ziel einer beruflichen Verbesserung zu verfolgen. Obwohl sie sich immer wieder auf den Weg machte, um anderswo ihr Glück zu versuchen, spielen in ihrer Erzählung Motive des Fremd- oder Zugehörigseins keine offensichtliche Rolle. Ebenso bleiben die Weisen der Stellensuche und die Orte, an denen sie schließlich arbeitete, vielfach offen. Dienste im Haushalt, sogar wenn sie wie auf ihrer Stelle bei der Fürstin mehrere Jahre blieb, stellte sie als bloße Arbeitsorte dar: als getrennt vom eigentlichen „Zuhause“, aber hinsichtlich der Entfernung zu diesem kaum der Rede wert.

Dies ist in den lebensgeschichtlichen Aufzeichnungen von Aloisia Gosch, geboren 1913, anders. Motive, die ihre Lebensgeschichte durchziehen, sind einerseits die Prekarität ihres Lebensunterhaltserwerbs, andererseits die Trauer aufgrund des frühen Todes ihrer Mutter 1930, als sie siebzehn Jahre alt war. Verknüpft mit letzterer ist in der Geschichte der Wunsch nach emotionaler Verbundenheit mit anderen Menschen – nach einem „Zuhause“. Unterstützung und Handlungsanleitung findet sie immer wieder in Glauben und Religion. Auf dieser Grundlage interpretierte sie erlittenes Unglück zwar einerseits als Bestrafung für eigenes Fehlverhalten, andererseits gab ihr, wie sie schreibt, der Glaube das Gefühl, nicht alleine zu sein.⁶⁷ Ihr auf einer Schreibmaschine verfasstes Manuskript sandte sie 1987 an einen Verlag, „weil viele Menschen mit ihren Leben nicht mehr fertig werden, [es war mein Ziel] ihnen zu zeigen, daß es doch immer wieder eine Hilfe gibt“.⁶⁸ Andere vom selben Verlag veröffentlichte autobiographische Texte aus der Reihe *Damit es nicht verlorengelht ...*, die der Trägerverein der Doku herausgibt, hatten sie zum Schreiben inspiriert.⁶⁹ Mit dem Einverständnis der Autorin wurde das Manuskript 1988 an die Sammlung übergeben und später auszugsweise in der Reihe veröffentlicht.

Während ihrer Kindheit war sie zunächst mit ihrer Mutter unterwegs, die bald schwerwiegende gesundheitliche Probleme hatte. Da die Mutter zeitweise nicht arbeitsfähig war, war sie gezwungen, mit der Tochter immer wieder an wechselnden Orten eine neue Unterkunft und Arbeitsmöglichkeiten bei Bauern zu finden. Der

Vater war der Autorin nicht bekannt. 1923 verschlechterte sich der Gesundheitszustand der Mutter weiter. Sie brachte die zehnjährige Aloisia Gosch als Ziehkind auf einem Hof in St. Jakob im Walde/Steiermark unter, den diese weniger als ihr neues Zuhause, denn als ihren ersten Dienstplatz erinnerte. Ihre wesentliche Bezugsperson blieb die Mutter, die ihre Tochter aber nun bis zu ihrem Tod nicht mehr versorgen konnte. Der Alltag der Erzählerin war in Folge nicht nur von der Schule, sondern auch von Mithilfen in Haus und Landwirtschaft geprägt.⁷⁰ Nach der Schulentlassung verblieb sie auf dem Hof, da der Bauer von ihr verlangte, das „Schulbrot ab[zu]dienen“⁷¹. Mit 19 Jahren trat sie 1932 zunächst bei einem anderen Bauern den Dienst an und suchte sich drei Jahre später über eine Zeitungsanzeige einen Posten als Hausgehilfin, um es „zu etwas zu bringen“.⁷²

Nachdem sie diesen Posten verlassen musste, war sie in der Folge in verschiedenen Dienst- und Arbeitsstellen vor allem in der Steiermark, später auch in Tirol beschäftigt. Sie arbeitete in Privathaushalten, in der Landwirtschaft und in verschiedenen Gasthäusern bzw. einer Pension. In der Pension und den Gasthäusern galt sie nach den offiziellen Berufsklassifikationen wohl eher als Hilfsarbeiterin denn als Hausgehilfin oder landwirtschaftliche Dienstbotin – aber diese Positionen waren in der Praxis oft nicht eindeutig voneinander zu unterscheiden.⁷³ So bezeichnete sich auch Gosch in diesen Stellen als „Mädchen für alles“ oder als „Extra-Mädchen“. Sie musste, wie sie schreibt, „überall helfen“ und wurde auch im Haushalt oder der angeschlossenen Landwirtschaft eingesetzt.⁷⁴ Dabei diente sie vielfach unter besonders schlechten Bedingungen. So charakterisiert sie eine ihrer Stellen wie folgt:

„Die Wirtin kam mir vor, wie ein General. Sie schüchterte mich richtig ein. Ja, damals mußte man sich nicht verstellen, den Dienstboten gegenüber. Man konnte so richtig seine Überlegenheit zeigen. Es mußte ja jeder, der auf den Posten angewiesen wart, alles mit Demut hinnehmen.“⁷⁵

Ab 1938 und nach dem Zweiten Weltkrieg nahm sie über die Sommer regelmäßig Saisonarbeit in Gasthäusern und Hotels an. Zusammengenommen hatte Aloisia Gosch im Unterschied zu Johanna Gramlinger keine nennenswerte verwandtschaftliche Unterstützung. Ihr Werdegang war darüber hinaus sowohl von wiederkehrender Krankheit als auch von der Notwendigkeit geprägt, für das Auskommen ihrer beiden unehelichen Kinder zu sorgen, die Mitte und Ende der 1930er-Jahre zur Welt kamen. Vom Vater der erstgeborenen Tochter war weder Interesse noch Unterstützung zu erwarten; jener des zweitgeborenen Sohnes kam im Zweiten Weltkrieg um.⁷⁶ Wie sie selbst wuchsen auch ihre Kinder als Pflegekinder auf, denn Aloisia Gosch konnte sie nicht auf ihre Posten mitnehmen. Ihr Versuch, durch die Beziehungen zu diesen Männern ein „Zuhause“ zu finden, scheiterte also in mehrfacher Hinsicht: Bis zu ihrer Ehe zu Beginn der 1950er-Jahre boten ihre Liebesbeziehungen

keinen Rückhalt und die Beziehung zur Tochter blieb auch in den folgenden Jahrzehnten von Misstrauen geprägt.

Da die Erzählerin hinsichtlich ihres eigenen Lebensunterhalts, Unterkunft und den zu leistenden Zahlungen für Pflegeplätze völlig auf sich allein gestellt war, musste sie ungeachtet der Bedingungen die erstbesten Dienst- und Arbeitsplätze akzeptieren, die ihr angeboten wurden. Im Falle der Stellenlosigkeit war sie darauf angewiesen, schnellstmöglich wieder einen Verdienst zu finden. Ihr Werdegang war entsprechend von ständiger Mobilität geprägt. Eine Stelle wechselte sie aus Heimweh nach bekannten Gesichtern in St. Jakob im Walde, manch andere aber, um anderswo bessere oder auch nur erträgliche Arbeits- und Lebensbedingungen vorzufinden, wie sie schreibt. Weitere Posten verlor sie u. a. aufgrund ihrer angegriffenen Gesundheit. Angesichts ihrer prekären finanziellen Lage und des Mangels an Unterstützung konnte sie auch an den Ort oder die Entfernung, die sie zum Zwecke des Stellenantritts auf sich nehmen musste, oftmals keine Ansprüche stellen. Gleichzeitig war sie angesichts weitgehend fehlender familiärer und anderer enger persönlicher Beziehungen weniger als andere an einen bestimmten Ort oder eine bestimmte Region gebunden. Dies unterschied sie etwa von jenen Hausgehilfinnen, die migrierten, um Verwandten und Bekannten nahe zu sein oder die weiterhin eng mit ihrer Herkunftsfamilie verbunden blieben. Sie fand ihre Posten u. a. über Zeitungsanzeigen oder griff auf mitunter kostspielige Stellenvermittlungen zurück, wenn sie keinen anderen Ausweg sah. Letztere wiesen ihr Arbeitsplätze zu; in einem Fall wurde sie dort von ihrer zukünftigen Dienstgeberin angesprochen. Ortswechsel und der Mangel an Ressourcen zur Organisation des Lebensunterhalts verweisen in ihrer Lebensgeschichte aufeinander.

Während sich Aloisia Goschs dargestellter Werdegang als ein Durchkommen unter widrigen Bedingungen und als eine langjährige Suche nach emotionalen Bindungen zusammenfassen lässt, erzählt Johanna Gramlinger den Versuch eines beruflichen Fortkommens. Beide Erzählungen lassen sich mit Blick auf den jeweiligen familiären Hintergrund der Autorinnen einordnen. Denn der Rückhalt durch das Elternhaus ermöglichte es Johanna Gramlinger, verhältnismäßig gute Hausgehilfinnenpositionen zu erlangen und ihre Ambitionen nach beruflicher Verbesserung zu verfolgen, die sie angesichts der wirtschaftlichen Umstände und ihrer Herkunft aus ärmeren Verhältnissen aber nicht umsetzen konnte. Aloisia Gosch, wie viele andere Hausgehilfinnen und landwirtschaftlichen Arbeitskräfte abgeschnitten von familiärer Unterstützung, hatte diese Möglichkeit nicht. Sie hatte weder einen Ort, an den sie zurückkehren konnte, noch einen, an dem sie sich als zugehörig beschreiben konnte.

Gemeinsam haben beide Texte die stetigen Wechsel sowohl des Lebensmittelpunkts als auch der Tätigkeiten ihrer Protagonistinnen. Beides war Ausdruck einer

Existenz u. a. als Hausbedienstete, die mit einer Stelle gleichzeitig die Wohnmöglichkeit aufgaben bzw. aufgeben mussten – wenngleich Johanna Gramlinger ihre Wanderungen und Wechsel im Unterschied zu Aloisia Gosch als rein berufliche Veränderungen erzählen konnte. Im Unterschied zu vielen anderen Erwerbstätigen, die nicht an ihren Arbeitsplätzen untergebracht waren, waren Hausgehilfinnen, sei es gezwungenermaßen oder bis zu einem gewissen Grade ‚freiwillig‘, sowohl räumlich als auch hinsichtlich ihres Lebensunterhalts mobil. Ein „Zuhause“ fanden weder Aloisia Gosch noch Johanna Gramlinger als Familienfremde an ihren Dienstplätzen und neuen Wohnorten vor. Beide Autorinnen konstruieren auf unterschiedliche Weise kohärente Lebensverläufe, die jeweils bestimmte Situationen und Gegebenheiten hervorheben und miteinander im Sinne der Erzählung verknüpfen. Ihre Texte zeigen zwei Varianten von Hausgehilfinnen-Werdegängen auf, die in amtlichen Quellen oft verborgen bleiben und die von der Herkunft und der sozialen Positionierung der erzählten Personen nicht zu trennen sind.

Schluss

In diesem Aufsatz habe ich demonstriert, wie wenig Migrationen und Wechsel von Stellen und Lebensunterhalten in den lebensgeschichtlichen Aufzeichnungen ehemaliger Hausgehilfinnen auseinanderzuhalten sind. Hausgehilfinnen waren im Österreich der Zwischenkriegszeit keine homogene Berufsgruppe und mobil lediglich in dem Sinne, dass sie sich auf der Suche nach Dienstplätzen auf den Weg in die Stadt oder andere Regionen und Staaten machten. Sie wechselten regelmäßig nicht nur den Lebensmittelpunkt, sondern vielfach auch die Tätigkeiten, mit denen sie ihren Lebensunterhalt organisierten. Beides gehört in ihren autobiographischen Erzählungen zusammen, wenngleich dies abhängig vom historischen Kontext und beispielsweise ihrem sozialen und biographischen Hintergrund (wie ihrer Einbindung in soziale Netze und Beziehungen) war. Darüber hinaus konnten sogar Stellenwechsel innerhalb eines Ortes den Eintritt in ein neues Universum bedeuten und angesichts etwa der sozialen Differenz und Hierarchie zwischen Hausgehilfinnen und Dienstgeber*innen als Fremdheitserfahrungen beschrieben werden.

Gerade diese Wanderungen von Hausgehilfinnen über kurze Strecken, die nicht mit dem Überschreiten von Stadt-, Regions- oder Staatsgrenzen verbunden waren, werden üblicherweise aber nicht als Migrationen verstanden und auch nicht mit transregionalen, -nationalen oder -kulturellen Wanderungen in einen Zusammenhang gestellt. Ebenso kommen Analysen von Lebensverläufen und der vielfältigen Lebensunterhalte in der Hausgehilfinnenforschung bisher zu kurz. Mit Hilfe von lebensgeschichtlichen Aufzeichnungen und, sofern vorhanden, anderen Selbstzeug-

nissen lassen sich manche der scheinbaren Selbstverständlichkeiten, die der Forschung vielfach zugrunde liegen, hinterfragen und das geschichtswissenschaftliche Wissen über Mobilität dadurch erweitern. Was Migration oder ‚Beruf‘ war, was Wandern, Stellensuche und das Organisieren eines Auskommens aus welcher Perspektive bedeutete bzw. wie sie gedeutet wurden, war sowohl kontextabhängig als auch zeitgenössisch umstritten. Lebensgeschichtliche Aufzeichnungen erlauben es, die Möglichkeiten und Variationen von Mobilität in den Lebensverläufen von Hausgehilfinnen auszuloten und die Ressourcen zu identifizieren, die Hausgehilfinnen mobilisieren konnten. Der in diesem Aufsatz diskutierte familiäre Rückhalt etwa in Phasen der Stellenlosigkeit bildet nur eine, aber meines Erachtens eine wichtige Ressource, auf die manche Hausgehilfinnen im Gegensatz zu anderen zurückgreifen konnten. Weitergehende Forschungen zu den Lebensverläufen von Hausgehilfinnen wären vonnöten – sie würden abseits amtlicher Kategorisierungen von Berufsgruppen und Fremden einen Blick darauf eröffnen, wie Hausgehilfinnen ihren Lebensunterhalt organisierten.

Anmerkungen

- 1 Johanna Gramlinger, „Und so will ich beginnen, alles aufzuschreiben ...“, in: Andrea Althaus (Hg.), *Mit Kochlöffel und Staubwedel. Erzählungen aus dem Dienstmädchenalltag*, Wien/Köln/Weimar 2010, 173–240, 199. Eine Kopie der Originalhandschrift wird in der Dokumentation lebensgeschichtlicher Aufzeichnungen (Doku) an der Universität Wien aufbewahrt: Johanna Gramlinger, Kein Titel, Handschrift ca. 1976, Doku. Ich danke Günter Müller/Doku für die Unterstützung bei der Recherche dieser und anderer lebensgeschichtlicher Aufzeichnungen.
- 2 Der Begriff „Hausgehilfe“ war nach Inkrafttreten des Hausgehilfengesetzes von 1920 (s. u.) die amtliche Benennung von einwohnenden Haushaltsarbeitskräften und setzte sich damit gegen Bezeichnungen wie „häuslicher Dienstbote“ durch. Dabei veränderte sich nicht nur die Wortwahl: Aus rechtlicher Perspektive waren die „Hausgehilfen“ der Zwischenkriegszeit Arbeitskräfte und nicht mehr vorrangig abhängige Haushaltsmitglieder (mit Lohnverträgen). Im Folgenden verwende ich den Begriff Hausgehilfin in der weiblichen Form, da diese Tätigkeit fast ausschließlich weiblich besetzt war.
- 3 Vgl. Peter-Paul Bänziger, *Der betriebsame Mensch. Eine Geschichte der modernen Konsum- und Arbeitsgesellschaft*, ca. 1850–1940, unveröffentlichte Habilitationsschrift, Universität Basel 2018; Regula Bochsler/Sabine Gisiger, *Dienen in der Fremde. Dienstmädchen und ihre Herrschaften in der Schweiz des 20. Jahrhunderts*, Zürich 1989, 175f.; Eric W. Sager, *The Transformation of the Canadian Domestic Servant, 1871–1931*, in: *Social Science History* 31 (2007), 509–537, 510; Dorothee Wierling, *Mädchen für alles. Arbeitsalltag und Lebensgeschichte städtischer Dienstmädchen um die Jahrhundertwende*, Berlin/Bonn 1987, 71f.; Mareike Witkowski, *Ungleichheiten unter einem Dach. Hausgehilfinnen von 1918 bis in die 1960er-Jahre*, in: *Ariadne. Forum für Frauen- und Geschlechtergeschichte* 63 (2013), 36–43, 40.
- 4 Levke Harders plädiert in diesem Band für eine intersektionelle Perspektive in der biographischen Forschung, die es erlaubt, Kategorien sozialer Differenz und Ungleichheit in ihrer Gleichzeitigkeit und Wechselseitigkeit zu untersuchen.
- 5 Vgl. Antonie Platzer, *Die Hausgehilfin*, in: *Kammer für Arbeiter und Angestellte* (Hg.), *Handbuch der Frauenarbeit in Österreich*, Wien 1930, 159–169, 159.
- 6 Vgl. Bundesamt für Statistik (Hg.), *Die Ergebnisse der österreichischen Volkszählung vom 22. März 1934*, Bd. 2: Bundesstaat. Textheft, Wien 1935, 164.

- 7 Vgl. Bundesamt für Statistik (Hg.), Die Ergebnisse der österreichischen Volkszählung vom 22. März 1934, Bd. 3: Wien, Wien 1935, 146.
- 8 Vgl. Jessica Richter, A Vocation in the Family Household? Household Integration, Professionalization and Changes of Position in Domestic Service (Austria, 1918–1938), in: Sigrid Wadauer/Thomas Buchner/Alexander Mejstrik (Hg.), The History of Labour Intermediation. Institutions and Finding Employment in the Nineteenth and Early Twentieth Centuries, New York/Oxford 2015, 236–285, 263f.
- 9 Vgl. u. a. Jochen Oltmer, Migration im 19. und 20. Jahrhundert, München 2013, 1.
- 10 Vgl. Rita Garstener/Anne Unterwurzacher, Einleitung: Aufbrechen, Arbeiten, Ankommen. Mobilität und Migration im ländlichen Raum seit 1945, in: dies. (Hg.), Aufbrechen, Arbeiten, Ankommen. Mobilität und Migration im ländlichen Raum seit 1945, Innsbruck/Wien/Bozen 2015, 7–18, 8; Annemarie Steidl, Ein ewiges Hin und Her. Kontinentale, transatlantische und lokale Migrationsrouten in der Spätphase der Habsburgermonarchie, in: Österreichische Zeitschrift für Geschichtswissenschaften (ÖZG) 19/1 (2008), 15–42, 17f.; Sigrid Wadauer, Historische Migrationsforschung. Überlegungen zu Möglichkeiten und Hindernissen, in: ÖZG 19/1 (2008), 6–14, 8f.
- 11 Vgl. Wadauer, Migrationsforschung, (2008), 9. Zur Vielfältigkeit der Migrationen und der Herausforderung, sie konzeptionell zu fassen, vgl. auch Harders in diesem Band.
- 12 Zur Verfügung standen mir vor allem lebensgeschichtliche Aufzeichnungen, aber auch Interviewtranskripte, Briefe und ein Tagebuch von Frauen und Männern, die zumindest zeitweilig häuslichen oder landwirtschaftlichen Diensten oder Beschäftigungen nachgingen. In der Dissertation habe ich manche dieser Dokumente systematisch mit anderen Quellen verglichen; allerdings ging es dort weniger um Mobilität als die Variationen und Möglichkeiten, den Dienst zu praktizieren. Vgl. Jessica Richter, Die Produktion besonderer Arbeitskräfte. Auseinandersetzungen um den häuslichen Dienst in Österreich (Ende des 19. Jahrhunderts bis 1938), unveröffentlichte Dissertation, Universität Wien 2017, 287–419.
- 13 Vgl. Karl Schwechler, Die Städtischen Hausdienstboten in Graz. Beiträge zur Dienstboten-Statistik, Graz 1903, 25.
- 14 Vgl. Käthe Leichter, Eine Erhebung über die Lebensverhältnisse der Hausgehilfinnen, in: Arbeit und Wirtschaft IV (1926), 737–740, 739.
- 15 Vgl. Bänziger, Mensch, 2018.
- 16 Vgl. Ernst Bruckmüller, Sozialgeschichte Österreichs, München 2001, 402.
- 17 Vgl. Käthe Leichter, Die Entwicklung der Frauenarbeit nach dem Krieg, in: Kammer für Arbeiter und Angestellte (Hg.), Handbuch, 28–42, 33; Irina Vana, Arbeitslose Männer und verdienstlose Frauen? Auswirkungen der austrofaschistischen Arbeitsmarktpolitik auf die geschlechtliche Normalisierung von Arbeitslosigkeit, in: ÖZG 27/3 (2016), 16–43, 24f.; Burjan-Archiv der Caritas Socialis in Wien, Mädchenschutz/Bahnhofsmision 1904–1933, Mädchenschutz: J. W., Besuch im Durchzugsheim der christlichen Hausgehilfinnen, 1923. Für England und Wales vgl. Pamela Horn, The Rise and Fall of the Victorian Servant, Phoenix Mill 1996, 192f.
- 18 Eine der Ausnahmen sind die Ausführungen Hertha Firnbergs zu den Berufs-/Arbeitsplatzwechseln in den Lebensverläufen niederösterreichischer Arbeiter*innen. Ihr zufolge wechselten im Haushalt Beschäftigte (insbesondere im Vergleich zu Textilarbeiterinnen mit relativ stabilen Arbeitsverhältnissen) ihre Arbeitsplätze besonders häufig. Aber auch sie stellt Wechsel zwischen dem häuslichen Dienst und anderen Erwerbstätigkeiten sowohl bei jenen Frauen fest, die zu Beginn ihres Erwerbslebens zunächst im Haushalt tätig waren, als auch bei manchen jener Frauen, die zunächst in gewerblich-industrielle Arbeit eingetreten waren. Besonders häufig seien Wechsel vom Dienst in die Industrie bzw. ins Gewerbe aber während der Weltkriege gewesen, als Frauen in großer Zahl in der Kriegswirtschaft und/oder zuvor männlich dominierten Branchen und Beschäftigungen tätig waren. Vgl. Kammer für Arbeiter und Angestellte in Niederösterreich, Untersuchungen über Berufsprobleme der niederösterreichischen Arbeiterschaft in Gegenwart und Vergangenheit, 3: Berufslaufbahn und Berufschicksale niederösterreichischer Arbeiter, von Hertha Firnberg, Wien 1954, 178–183, 205–207, 209f.
- 19 Vgl. Annemarie Steidl, Jung, ledig, räumlich mobil und weiblich. Von den Ländern der Habsburgermonarchie in die Vereinigten Staaten der USA, in: L'Homme. Europäische Zeitschrift für feministische Geschichtswissenschaft 15/2 (2004), 249–270, insbes. 258, 265–268.

- 20 Vgl. Sylvia Hahn, *Frauenarbeit. Vom ausgehenden 18. bis zum 20. Jahrhundert*, Wien 1993, 28; Fritz Winter, *Statistisches*, in: *Dokumente der Frauen 2* (1900), 584–589, 585.
- 21 Vgl. Reinhard Sieder, *Zur alltäglichen Praxis der Wiener Arbeiterschaft im ersten Drittel des 20. Jahrhunderts*, unveröffentlichte Habilitationsschrift, Universität Wien 1988, 342.
- 22 Vgl. Platzer, *Hausgehilfin, 1930*, 159; Edith Rigler, *Frauenleitbild und Frauenarbeit in Österreich vom ausgehenden 19. Jahrhundert bis zum Zweiten Weltkrieg*, Wien 1976, 116.
- 23 Österreichisches Staatsarchiv (ÖStA), Archiv der Republik (AdR), Bundeskanzleramt (BKA) Inneres, Wanderungsamt (WA), Signatur (Sig.) 8/4g, Karton (Kt.) 2236/189, Grundzahl 53.004-13/25 und darin: 57.273-13/25, Schreiben unter Federführung des Gemeindeamts Pama an das Wanderungsamt, 7.8.1924.
- 24 Hermine Kominek, *Meine Lebensgeschichte*, Handschrift 1975–1985, Doku, [24]. Dies ist die längere von zwei Versionen der handschriftlichen Lebenserinnerungen Komineks, die in der Sammlung aufbewahrt werden.
- 25 Johanna Konrad, *Die Lebensgeschichte einer Frau*, Typoskript ca. 1975, Doku, 19.
- 26 Vgl. Maria Wieser, *Mein Leben*, Handschrift 1993, Doku, 10, 22.
- 27 Vgl. Bochsler/Gisiger, *Dienen*, 1989, 194f.
- 28 Vgl. u. a. Aleida Assmann, *Das Rahmen von Erinnerungen am Beispiel der Foto-Installationen von Christian Boltanski*, in: *BIOS – Zeitschrift für Biographieforschung, Oral History und Lebensverlaufsanalysen (BIOS) 21* (2008), 4–14, 7; Christa Hämmerle, *Nebenpfade? Populare Selbstzeugnisse des 19. und 20. Jahrhunderts in geschlechtervergleichender Perspektive*, in: Thomas Winkelbauer (Hg.), *Vom Lebenslauf zur Biographie. Geschichte, Quellen und Probleme der historischen Biographie und Autobiographie*, Waidhofen an der Thaya 2000, 135–167, 149; Sigrid Wadauer, *Die Tour der Gesellen. Mobilität und Biographien im Handwerk vom 18. bis zum 20. Jahrhundert*, Frankfurt am Main/New York 2005, 65–71.
- 29 Vgl. Pierre Bourdieu, *Die biographische Illusion*, in: *BIOS 3* (1990), 75–81, 75f.
- 30 Vgl. Dirk Hoerder, *Historical Perspectives on Domestic Care-Giving Workers' Migrations: A Global Approach*, in: ders./Elise van Nederveen Meerkerk/Silke Neunsinger (Hg.), *Towards a Global History of Domestic and Caregiving Workers*, Leiden/Boston 2015, 61–109, 66.
- 31 Rosemarie Feistritzer (Hg.), *Freud' und Leid an Lafnitz und Feistritz. Die Lebensgeschichte der Anna Prath*, geb. Hartl, Gösing am Wagram 2008, 62–68, 61f.
- 32 Vgl. ebd., 64–68.
- 33 Vgl. Richter, *Vocation*, 2015, 239–254.
- 34 Franziska K., *Kein Titel*, Handschrift 1983–84, Doku, 51.
- 35 Vgl. ebd., 51–60.
- 36 Vgl. dazu detaillierter: Richter, *Produktion*, 2017, 405–419.
- 37 Marie Konheisner, „Ich nahm mir vor, nicht länger als ein Jahr zu bleiben“, in: Althaus, *Kochlöffel*, 2010, 125–172, 125.
- 38 Therese Halasz, *Brief vom 22.4.1986 an Doku*, 4.
- 39 Vgl. Richter, *Produktion*, 2017, 281, 405–417; Bruno Steinbrecht, *Arbeitsverhältnisse und Organisation der häuslichen Dienstboten in Bayern, München 1921*, 28.
- 40 Vgl. Wierling, *Mädchen*, 1987, 127; Witkowski, *Ungleichheiten*, (2013), 36–43.
- 41 Christiane Harzig/Dirk Hoerder, *Femina Migrans: Agency of European Women Migrating to Domestic Work in North America, 1880s to 1950s*, in: Dirk Hoerder/Amarjit Kaur (Hg.), *Proletarian and Gendered Mass Migrations. A Global Perspective on Continuities and Discontinuities from the 19th to the 21st Centuries*, Leiden/Boston 2013, 151–172, 153.
- 42 Vgl. Franziska K., *Kein Titel*, 1983–84, 53, 57.
- 43 Feistritzer, *Freud*, 63.
- 44 Nach der Volkszählung von 1934 hatte die Gemeinde Mailberg seinerzeit lediglich 1.255 Einwohner*innen. Vgl. Bundesamt für Statistik (Hg.), *Die Ergebnisse der österreichischen Volkszählung vom 22. März 1934*, Bd. 4: *Niederösterreich*, Wien 1935, 18.
- 45 Vgl. Anna Unfried, *Mein Leben*, Handschrift, Doku, 17–21.
- 46 Ebd., 19.
- 47 Vgl. ebd., 26.

- 48 Vgl. ÖStA, AdR, BKA Inneres, WA, Sig. 8/4 A/2, Kt. 2236/278, Geschäftszahl 70.751 WA/A.St. 1930, Therese Fux; ÖStA, AdR, BKA Inneres, WA, Sig. 8/4 A/2, Kt. 2236/278, Geschäftszahl 66.043/WA/ASt/1930; ÖStA, AdR, BKA Inneres, WA, Sig. 8/4 A/2, Kt. 2236/278, Geschäftszahl 65.324-WA/ASt/1930.
- 49 Vgl. Konrad, Lebensgeschichte, ca. 1975, 24f.; Karolina Weiss, Lebenserinnerungen, Typoskript, o.J., Doku, 231–235.
- 50 Konrad, Lebensgeschichte, ca. 1975, 24.
- 51 Ebd., 27.
- 52 Weiss, Lebenserinnerungen, o.J., 233.
- 53 Vgl. Bettina Brockmeyer/Levke Harders, Questions of Belonging. Some Introductory Remarks, in: *InterDisciplines 1* (2016), 1–7, 2–4; Joanna Pfaff-Czarnecka, From „Identity“ to „Belonging“ in Social Research: Plurality, Social Boundaries, and the Politics of the Self, in: Sarah Albiez/Nelly Castro/Lara Jüssen/Eva Youkhana (Hg.), *Ethnicity, Citizenship and Belonging: Practices, Theory and Spatial Dimensions*, Madrid/Frankfurt am Main 2011, 128–139.
- 54 So unterschieden sich auch die zugezogenen „Außenseiter“, mit denen sich Elias und Scotson auseinandersetzten, nach offiziellen Kriterien, etwa der ethnischen, nationalen oder sozialen Herkunft, nicht von den länger ansässigen Etablierten. Vgl. Norbert Elias/John L. Scotson, *Etablierte und Außenseiter*, Berlin 1993 [1965].
- 55 Vgl. Doku, Brief Johanna Gramlinger an Doku, 2.5.1987, 2.
- 56 Vgl. Gramlinger, *Und so*, 2010, 173; ebd., 1.
- 57 Vgl. Gramlinger, *Und so*, 2010, 176.
- 58 Vgl. ebd., 187–189.
- 59 Zu den Aufgaben als „perfektes Stubenmädchen“ gehörte es, Ordnung in den repräsentativen Räumen zu halten, zu servieren und sich um Gäste zu kümmern. Unter den Stubenmädchen war dies eine gehobene Position. Vgl. Andrea Purpus, *Frauenarbeit in den Unterschichten. Lebens- und Arbeitswelt Hamburger Dienstmädchen und Arbeiterinnen um 1900 unter besonderer Berücksichtigung der häuslichen und gewerblichen Ausbildung*, Hamburg 2000, 121.
- 60 Vgl. Gramlinger, *Und so*, 2010, 180f., 191–193.
- 61 Ebd., 194.
- 62 Vgl. ebd., 197–202.
- 63 Ebd., 204.
- 64 Ebd., 205.
- 65 Vgl. ebd., 207–214, 231, 236.
- 66 Vgl. ebd., 195, 213.
- 67 Vgl. Aloisia Gosch, *Meine Mutter und ich*, Typoskript 1987, Doku, 21.
- 68 Vgl. Doku, Schreiben Aloisia Gosch an Institut für Wirtschafts- und Sozialgeschichte/Universität Wien, 8.2.1988.
- 69 Vgl. Doku, Begleitbrief Aloisia Gosch an Böhlau-Verlag, 1.9.1987.
- 70 Vgl. Gosch, *Mutter*, 1987, 1–8, 11.
- 71 Ebd., 8.
- 72 Ebd., 14.
- 73 Vgl. Jessica Richter, What is „Domestic Service“ Anyway? Producing Household Labourers in Austria (1918–1938), in: Hoerder/Nederveen Meerkerk/Neunsinger, *History*, 2015, 484–510, 492–500.
- 74 Vgl. Gosch, *Mutter*, 1987, 17, 20, 22.
- 75 Ebd., 21.
- 76 Vgl. ebd., 20, 25.